Die Nottrauung.

Von Karoline Morrison.

„Sie will, daß Sie sie heiraten", sagte der junge Arzt, nicht befehlend, aber mit einem höchst interessierten Blick in Ellsworths schönes, aber verschlossenes Gesicht.

Ellsworth erschauerte bei diesen Worten. Blitzschnell sah er im Geiste Lucetta Duggers' Gesicht vor sich, das Gesicht der Frau, die die Seine sein wollte, dieser simplen, häßlichen Frau, deren Reichtum allein ihr in der Gesellschaft ein geduldetes Ansehen gab. Lucetta Duggers pflegte auch stets die unrichtigsten Dinge zu sagen, die unmöglichsten Farben zu tragen.

Ellsworths verfeinertem Geschmack erschien es als eine ihm vom Schicksal zugefügte Beleidigung, daß es ihm vor einigen Monaten Gelegenheit gegeben hatte, Lucettas doch so ganz und gar uninteressantes Leben zu retten. Aber da es sich damals gerade so gefügt hatte, daß er anwesend war, hatte er eben die scheugewordenen Pferde aufhalten müssen, die zu kutschieren jene Frau nach seiner Meinung eben nie hätte versuchen sollen; er hatte Lucettas Leben, wie er meinte, nur deswegen gerettet, damit sie ihm von diesem Augenblicke an das seine durch ihre nicht endenwollende Dauerhaftigkeit verbittere.

„Wissen Sie denn nicht, Herr Doktor", sagte er nun, „daß Miß Duggers und ich auf dem Wege zu meiner Trauung mit Miß Duggers' Nichte, Miß Berta Nichols, sind?"

„Miß Duggers erwähnte mir etwas dergleichen. Ich mußte ihr sagen, daß ich ihr Leben retten könnte, wenn wir in Bellevue wären, daß aber hier, in diesem entgleisten Pullmanzug, mitten auf der Strecke, ohne Aussicht auf rasche Hilfe, es mir total unmöglich sei. Ihr ganzes Vermögen kann ihr da nicht helfen. Wir können gegen die verzweifelte Situation nicht an . . . und was das Aergste daran ist, sind dabei nur 50 Meilen von zivilisierten Gegenden entfernt."

Ja, das waren aufgeregte Stunden gewesen, diese beiden letzten, die man hier auf der Strecke verbracht hatte. Der halbe Zug lag der Länge nach im Flusse; der andre halbe war rasch in ein Hospital umgewandelt worden. Und in einem der improvisierten Krankenbetten lag miß Lucetta Duggers im Sterben, wenn man den Worten des vor Erregung aschfahlen jungen Doktors Glauben schenken wollte.

Rasche Hilfe war so gut wie ausgeschlossen, denn die Telegraphenleitung war vollständig zerstört.

Doktor Joyce begann nun wieder zu sprechen: „Als ich ihr ganz ehrlich eingestand, daß ich nicht imstande sei, sie zu retten, bat sie mich, darüber nicht mehr zu reden, denn jetzt gäbe es für sie nur noch eine sehr wichtige Angelegenheit zu ordnen. Sie erzählte mir nicht nur, daß Sie ihr einst das Leben gerettet hatten, sondern auch. . . daß sie Sie liebe und daß sie wünsche, Sie noch zu sehen."

Ellsworth zuckte zusammen. Er war sich immer bewußt gewesen, kein Recht gehabt zu haben, Berta Nichols zu bitten, die grauen Straßen der Armut gemeinsam mit ihm zu gehen. Aber Berta war ein Mädchen, dessen Aeußeres nicht nur bezaubernd, sondern dessen Seele auch erstrangig war; und so hatte sie leichten Herzens eingewilligt, den Mann, den sie liebte, trotz seiner bescheidenen pekuniären Verhältnisse zu heiraten.

Und nun, wo Ellsworth sich mit jeder Stunde der so sehr ersehnten und doch ein wenig gefürchteten Hochzeit näherte, bot ihm Fortuna mit auserlesener Ironie, oder wie sie vielleicht dachte, als Rettungsanker, diese absurde, diese direkt lächerliche Gelegenheit zu einer Heirat mit Bertas zwar ganz unmöglicher, aber unberechenbar reichen Tante.

„Sie ist schon sehr schwach, sie kann kaum mehr flüstern", erzählte der Doktor. „Sie kann höchstens noch ein paar Stunden leben, aber auch dessen bin ich nicht sicher. Was geschehen soll, muß sofort geschehen!"

Ellsworth starrte aus dem Coupéfenster in den hoch angeschwollenen Fluß; die schmutzigen Wasser schienen ihm ein Symbol seiner eigenen trüben Gedanken und auch der Armut, die ihm und seiner geliebten Berta winkte. Aber dann tauchte wieder vor seinem geistigen Auge das Bild des jungen Mädchens in seiner ganzen Lieblichkeit und Schönheit auf. Was würde sie, so überlegte er, wohl dazu sagen, wenn er jetzt die Farce auf sich nehme, Lucetta zu heiraten, um dadurch reich zu werden und ihr selber dann eine glänzende Zukunft bieten zu können?

Holde Phantasiebilder begannen sich vor seinem Geiste abzuspielen. Er sah das Heim vor sich, das er Berta würde geben können, wenn er jetzt dem Wunsche des ältlichen Fräuleins beistimmte; er sah die kostbaren Spitzen und Juwelen, mit denen er sie dann schmücken konnte, sah das herrliche Auto, in dem er mit der Geliebten spazieren fuhr . . und er wurde schwach.

Schließlich, wenn es der höchste Wunsch dieses armseligen, derben Geschöpfes war, ihn zu heiraten und ihm das Geld zu hinterlassen, warum sollte er ihn eigentlich nicht erfüllen?

Schon wollte er sagen: „Nun gut, Doktor, ich will sie heiraten, wenn Sie ganz sicher sind, daß sie nur noch zwei Stunden zu leben hat." Aber die Worte wollten ihm nicht aus der Kehle. Der Doktor schien sie ihm aber von den Lippen abgelesen zu haben, denn seine Worte klangen, wie eine Erwiderung.

„Ellsworth", sagte er, „es tut mir um ihrentwillen leid, daß Ihnen nur so wenig Zeit zum Ueberlegen bleibt."

„Vergessen Sie nicht", stieß Ellsworth endlich in erleichtertem Tone hervor, „daß wir ja gar keine staatliche Heiratsbewilligung eingeholt haben."

„Miß Duggers hat auch daran gedacht. Sie glaubt, daß Sie auf dem andern Dokument Miß Nichols Namen ausradieren und ihren an dessen Stelle setzen sollen."

Der Doktor, der seine Kranken nun schon lange genug allein gelassen hatte, schickte sich jetzt an, das Coupé zu verlassen.

Ellsworth ging neben ihm her.

„Ich vermute", sagte er höhnlich, „daß Miß Duggers auch für einen Priester gesorgt hat."

„Ja, sie brachte in Erfahrung, daß einer zufällig in unserm Zuge mitfuhr, und er weilt jetzt als Trost an ihrer Seite."

„Und Sie glauben, daß sie absolut nicht gerettet werden kann?" fragte Ellsworth.

„Sie könnte es, wenn wir in Bellevue wären, aber nicht hier. Hier fehlen mir alle Behelfe. Meine Instrumententasche ging in den Fluß mit, und mit den bloßen Händen kann ich nichts anfangen. So muß ich sie sterben lassen."

Ellsworth erwiderte nichts. Wieder kam ihm blitzschnell die Erkenntnis ins Gehirn, was alle die vielen in Armut verbrachten Jahre, die kommen würden, ihm und Berta bedeuten müßten. Und bitter lächelte er bei dem Gedanken vor sich hin, wie er doch außerstande sei, diesen trüben Verhältnissen irgendwie ein Ende zu schaffen.

Da nahm der junge Arzt seine Uhr aus der Tasche und blickte bedeutungsvoll auf sie nieder.

Ellsworth verstand ihn. Er warf einen hastigen Blick auf den jungen Arzt, als erwarte er irgendeine ironische Bemerkung, dann aber legte er den Kopf in den Nacken und sagte mit rauher Stimme: „Ich will sie heiraten. . .wenn Sie ganz sicher sind . . . daß. . ."

Der andre zuckte mit den Schultern. „Ich bin ganz sicher", erwiderte er.

Ellsworth kam sich vor, als sei er gar nicht er selber, als er, anstatt wie er es sich geträumt hatte, neben Berta, nun auf dem rauhen Boden des Eisenbahncoupés neben Lucetta Duggers kniete, die ganz in ihre Verbände vermummt dalag, die wässerigen blauen Augen gierig auf das Gesicht des Geliebten geheftet.

Der Priester hatte die Kranke vorsichtig ein wenig aufgerichtet, und Ellsworth wollte das Gesicht seiner Braut, das aus den weißen Tüchern gespensterhaft hervorblickte, noch tausendmal abstoßender erscheinen als sonst. Und als er endlich sein „Ich will!" gesagt hatte, dem die Zeugen aufmerksam lauschten, da kam er sich als Hauptakteur in einer ganz unsagbar lächerlichen Komödie vor.

Nun war die Zeremonie vorüber und Lucetta, aus deren breitem, unschönem Munde die nötigen Antworten nur mit kaum vernehmbar schwacher Stimme gekommen waren, legte sich wieder in die Kissen ihres improvisierten Krankenlagers zurück, das Gesicht der Wand zugekehrt.

„Er soll mich jetzt verlassen", flüsterte sie, „ich brauche Ruhe."

Ellsworth war froh darüber, sich entfernen zu können. Er ging, aber es war ihm, als trüge er eiserne Handfesseln mit sich. Es war ja wahr, so überlegte er, die Zeit flog rasch dahin und würde auch bald wieder die Fesseln von ihm nehmen; aber solange Lucetta noch atmete, blieb die Tatsache bestehen, daß sie seine Frau war und seinen Namen trug.

Es war Ellsworth ein unerträglicher Gedanken, gerade der Frau angehören zu müssen, die ihm vor allen andern Frauen, die er kannte, am abstoßendsten erschien. Seine Eitelkeit wand sich unter der Tatsache, an sie gebunden zu sein, und noch mehr fühlte er sich dadurch bedrückt, daß er um des Geldes willen sich zu dieser Komödie hergegeben hatte.

Jemand kam und bot ihm Speise an, aber Ellsworth lehnte sie ab. Er konnte nun nicht essen und schlafen; beinahe war es ihm, als könne er auch, solange er Lucetta noch am Leben wußte, nicht leben.

Ungefähr eine Viertelstunde später näherten sich hastige Schritte Ellsworths Coupé, und der junge Arzt betrat es wieder, ein veränderter, erregter Mann, vom Ernst seines Berufs gepackt, von Ehrgeiz beseelt, von der Hoffnung berauscht, ein Meisterstück leisten zu können.

Er sagte: „Ellsworth, ich habe Ihnen etwas mitzuteilen."

Ellsworth erstarrte schier vor Schreck. Des Arztes Ton alarmierte ihn aus irgendeinem ihm unbekannten Grunde.

„Ihre Frau wäre gestorben, wenn. . ."

„Gütiger Himmel, sie wäre gestorben?"

Der junge Arzt, alles andre als seinen eigenen medizinischen Ruhm vergessend, schrie fast: „Wir haben Doktor Astleys Instrumententasche gefunden. Doktor Astley selber ist zwar zu schwer verletzt, um mir helfen zu können, aber wenn ich nur seine Instrumente habe. . ."

„Was dann?" stieß Ellsworth mit heiserer Stimme hervor.

„Sie ist zwar sehr schwach, aber vielleicht wird es mir doch gelingen. . ."

Wie gebrochen sank Ellsworth auf die Bank zurück. Gleich einer holden Vision, die ihn aber sofort wieder verließ, schwebte Bertas liebliches Gesicht an seinem geistigen Auge vorüber.

Der Doktor fuhr fort zu sprechen: „Wenn ich ihr nur genug gesundes Blut zuführen könnte, um sie zu kräftigen, bis wir sie nach Bellevue bringen, so würde sie am Leben bleiben. Nur muß es rasch geschehen. Ihr Kräfte verfallen rapid wegen des großen Blutverlustes, den sie erlitten hat."

Ellsworths Hände zitterten, als schüttle sie das Fieber. Er erlitt in diesem Augenblick einen größeren Nervenchok als es der gewesen war, als er fühlte, der Zug stürzte in den brausenden Fluß.

„Es ist ein Fall auf Leben und Tod, Ellsworth", sagte der Doktor. „Wir können die Frau retten, aber sie muß unbedingt sterben, wenn nicht. . ."

„Wenn nicht . . .?" Ellsworth sprang wie von einer Schlange gebissen auf.

„Wenn nicht Sie mindestens einen halben Liter Ihres gesunden, roten, kräftigen Blutes hergeben, um es ihrem Körper zuzuführen."

Ellsworth lachte schrill auf. Er sah den Arzt an, als hätte er sich einen guten Scherz mit ihm erlaubt. Aber Joyce stand in ungeduldiger Erwartung da.

Da sagte Ellsworth langsam: „Der Priester wollte mich früher über den bevorstehenden Tod meiner Frau trösten. Er sagte: „Der Herr gibt, der Herr nimmt." Mir aber will es scheinen, als irre der gute Mann. Der Doktor ist es, der gibt und nimmt. Sagen Sie einmal, Joyce, Mensch, haben Sie denn gar kein Erbarmen mit mir? So raten Sie mir doch um Himmels willen, was ich tun soll. Was täten denn Sie an meiner Stelle?"

„An Ihrer Stelle. . . würde ich nicht zögern."

„Haben Sie denn aber ganz vergessen, Mensch, daß ich auf dem Wege zu meiner Hochzeit bin? O mein Gott, Joyce, Sie kennen ja Berta doch auch! Sie wissen, wie zart sie ist und daß diese Geschichte sie töten würde. Ich habe, als ich in diese Farce hier einwilligte, wirklich nur an sie gedacht, weil ich es ihr ersparen wollte, die Frau eines armen Mannes zu werden. Aber das bloße Bewußtsein, wenn auch nur für zwei Stunden, Lucettas Gatte zu sein, hat mein ganzes Nervensystem untergraben. Joyce, Sie müssen es ja einsehen, daß Sie es nicht von mir verlangen dürfen, mein Blut herzugeben, um das Leben jener Frau zu retten, die zwischen mir und Berta steht."

„Ich verlange es ja auch nicht von Ihnen, Ellsworth. Dazu hat ein Arzt gar nicht das Recht. Ich teile Ihnen bloße Tatsachen mit und erwarte Ihre Antwort."

„Verkriechen Sie sich doch jetzt nicht hinter diplomatische Ausflüchte, Doktor. Sie kamen zu mir her mit der Hölle in Ihren Händen, die Sie mir mit kühler Frage anboten. Zu ewiger Verdammnis wollen Sie mich verleiten."

Er packte den andern flehend am Arm.

„Doktor", schrie er fast, „bedenken Sie doch, vielleicht habe ich selber ein schwaches Herz!"

„Dann würden Sie die Vornahme der Transfusion nicht aushalten können. Dann würde ich sie auch gar nicht vornehmen wollen."

Ellsworth sah, daß der junge Doktor sich anschickte, ihn zu verlassen. Aber er hielt ihn nicht zurück, er fühlte, daß er jetzt kein Wort sprechen könne, selbst dann nicht, wenn es das eigene Leben gelte.

Joyce hatte einige Schritte zur Türe hin getan, dann blieb er plötzlich stehen und wendete sich um.

„Ich kam zu Ihnen zuletzt, Ellsworth", sagte er. „Die drei andern Menschen hier im Zuge, die ich verwenden hätte können, schlugen mir meine Bitte ab. Ich weiß jetzt niemanden mehr. Die Frau muß nun sterben, Ellsworth . . . außer. . ."

„Geben Sie mir nur noch fünf Minuten Zeit, Doktor. . . Und lassen Sie mich jetzt allein, denn ich muß nachdenken."

Joyce verließ das Coupé.

Als Ellsworth sich wieder allein überlassen war, vergrub er das Gesicht in die Hände, aber kein Gedanke wollte ihm kommen. Er hörte in einem der Wagen ein Kind schreien, verzweifelt schreien und weinen. Er sah aus dem Fenster und blickte auf die schmutziggelben Wogen des Flusses, in dem eine Leiche trieb. Aus dem benachbarten Coupé hörte er den tröstenden Zuspruch eines Mannes, der eine Frau tröstete, deren Schwester bei dem Eisenbahnunglück zugrunde gegangen war. Ellsworth beneidete sie alle: das weinende Kind, die treibende Leiche, die verzweifelte Frau. Sie alle standen ja nun nicht wie er selber diesem schrecklichen Problem gegenüber, das sein Herz zerriß.

Der Priester, der Ellsworths Ehe eingesegnet hatte, ging nun zufällig außer an dem Coupé vorbei, in dem dieser saß. Einige Augenblicke später sagte er zu dem jungen Arzte: „Dieser arme Mann scheint wegen des Leidens seiner armen Frau ganz verzweifelt. Und doch sieht sie . . . hm. hm. . . ein wenig. . . „unattraktiv" aus. Aber wer kennt die Gesetze der Liebe?"

Ungeduldig wehrte der junge Arzt seine Worte ab. Erregt saß er da und starrte auf seine Taschenuhr. Endlich zuckte er mit den Schultern, erhob sich und ging gemessenen Schrittes wieder in Ellsworths Coupé.

Der junge Ehemann empfing ihn mit einem Gesicht, das während der letzten fünf Minuten um Jahre gealtert zu sein schien.

Joyce sah ihn mit einem fragenden Blicke an.

„Nun?"

Ellsworth fuhr sich mit den gekrümmten Fingern an die Kehle. All die langen, lächerlichen, elenden Jahre, die ihn an Lucettas Seite erwarteten, türmten sich gespenstergleich vor seiner Seele auf. Aber dann, plötzlich, wendete er sich in wilder Entschlossenheit dem Arzte zu und ganz langsam, mit Lippen, die trocken wie ein Stück Holz waren, stieß er hervor: „Mein Herz ist vollkommen gebrochen. . . aber. . ."

„Aber?"

Der gepeinigte Mann nahm die Hand von seiner Kehle, wie um sich dadurch Luft zum Atmen zu schaffen. Dann beugte er ergeben den Kopf und sagte:

„Ich bin bereit."

Gemeinsam verließen die beiden Männer das Coupé. Die wenigen Schritte, die sie zu machen hatten, erschienen Ellsworth wie ein unendlich langer Weg durch ein fanatisches Land, das in einer Wüste endigte.

Der Priester, der ihn für ewig mit Lucetta vereinigt hatte, kam ihm nun in den Weg. Sein Anblick brachte Ellsworth wieder das Bewußtsein all dessen, was geschehen war, und in tiefem Haß, als sei der Priester an all seinem Elend schuld, starrte er ihn an. Und als der Geistliche, um dem unglücklichen Gatten, der seine Frau verlieren sollte, sein Mitgefühl zu bezeugen, nach Ellsworths Hand haschte, da entriß sie ihm dieser, als sei die Hand des andern glühende Kohle.

„Behalten Sie Ihre Krallen bei sich, Sie Teufel", schrie er.

Der Priester zuckte zusammen.

„In dieser Stunde können Sie fluchen?" fragte er mit milder Stimme. „Und ich sah Sie um Ihre Frau weinen und hielt Sie für einen guten Menschen."

Ellsworth hörte nicht einmal, was jener sprach. Er ging dahin wie einer, der allem Irdischen entrückt ist.

„Morgen", klang es ihm im Ohr „werden sie Berta erzählen, daß ich eine Frau habe. . ., daß ich eine Frau habe. . ., daß ich eine Frau habe."

Jetzt betraten sie endlich den Vorraum des Coupés, in dem die Kranke gebettet lag. Ellsworth schlich wie ein ertappter Sünder hinter dem Arzte her. Als dieser die Coupétüre öffnen wollte, wurde sie aber von innen aufgemacht und ein Mann im blauen Kittel, einer der Maschinisten, der sich aber heute in einen Krankenwärter hatte verwandeln müssen, trat den beiden Männern mit gerötetem Gesicht und in geschäftiger Wichtigtuerei entgegen. Wie schützend hielt er den Arm vor die Coupétüre gelegt, und mit einem mitleidigen Blick auf Ellsworth sagte der rauhe Mann mit ungewohnt leiser Stimme: „Es ist besser, Sir, wenn Sie nicht hineingehen. Ihre gute, arme Frau war doch schwächer, als der Doktor glaubte. Sie ist soeben gestorben."

— Riskant. Vater: „Paulchen, wenn Du heute den ganzen Tag recht schön folgst, geh' ich abends mit Dir in den Zirkus!"

Paulchen: „Ja, wenn Du aber keine Billetts mehr kriegst, Papa — dann hat doch hernachens meine ganze Folgerei gar keinen Zweck gehabt!"

— Unsichere Auskunft. Schneidermeister (zum Bekannten): „Ein Wort im Vertrauen, lieber Freund! Ihr Nachbar, der Platschke, hat bei mir auf Kredit einen Anzug bestellt . . . was meinen Sie, ist der Mann gut?"

„„O, feelensgut; für den arbeiten Sie nur . . . der verdient's!""

— Naiv. Professor (zum Dienstmädchen, das einen antiken Krug fallen ließ): „Was haben Sie angerichtet . . . zweitausend Jahre war der Krug alt!"

Dienstmädchen: „Na, ich meine, dann hat er auch seine Dienste getan, Herr Professor!"

Fremder Leute Kinder.

Daß mein Freund Schummelmann den Chimborasso der Absonderlichkeiten erstiegen hatte, wußte ich längst, und nahm das dem 45jährigen Junggesellen nicht übel. Aber daß er auch Kinder . . . Doch ich will von vorn anfangen!

Als ich gestern an seiner Vorsaaltür anlangte, hörte ich einen mißtönenden Gesang aus seinem Logis schallen. Ich schellte. Seine Wirtschafterin ließ sich Zeit, zu öffnen und rief dann nur kurz: „Herr Schummelmann ist heute nicht zu sprechen!"

„So, dann ist er vielleicht zu singen, wie ich höre!"

„Er ist überhaupt nicht . . ."

„Aber Frau Willing! Ich, sein einziger Freund seit fünfzehn Jahren!"

„Also kommen Sie meinetwegen herein, aber nur bis auf den Vorsaal!"

Ich trat ein.

„Aber was gibt's denn? Was ist denn das für ein entsetzlicher Gesang?"

„Ach Gott, Herr Werner, Herr Schummelmann hat Kinder!"

„Kinder? Er ist doch Junggeselle?!"

„Ja, ja, das schon! Aber er hat sich welche gekauft oder geborgt oder . . . Gott weiß, woher er die Gören hat!"

„Und die scheint er gerade in Schlaf zu singen?!"

„Ich weiß nicht!"

Bei dem Gesang — schlafen!

Ich lauschte. Dann öffnete ich energisch die Tür zu seinem Arbeitszimmer, und ehe mich Frau Willing daran verhindern konnte, stand ich drinnen.

Entsetzlich! Freund Schummelmann saß mit feuerrotem Kopfe auf dem Kanapee, hatte auf jedem Knie ein Gör, und sang in Ermangelung der Textkenntnis mit krähender Stimme den „Hammerschmied von Alsensund" auf die Melodie „Schlaf, Kindchen, schlaf!"

Bei seinem Geschäfte als Schlafhypnotiseur wollte ich ihn nicht stören und blieb wie eine Bildsäule stehen. Während Schummelmann den zweiten Vers begann, der den maßlosen Durst des Alsensunder Hammerschmiedes schildert, betrachtete ich mir die beiden Häuflein Menschheit näher. Geschlecht unbestimmbar, konstatierte ich. Eins wie das andere, wie alle in dem Alter. Kleine, vollgefressene Kerlchen.

Der Gesang schien ihnen nicht im geringsten zu imponieren. Das eine Neutrum glotzte den guten Schummelmann verständnislos an und riß ihm von Zeit zu Zeit ein paar Barthaare aus. Das andere bemühte sich, etwas Abwechslung in das irdische Einerlei zu bringen, indem es bald eine Hand, bald einen Fuß ins Mäulchen stopfte.

Als Schummelmann in seiner Weinkantate an die Stelle kam, welche erzählt, daß der Alsensunder Hammerschmied unter den Tisch sinkt und zu schnarchen beginnt, hatte er wirklich erreicht, daß der eine seiner Pfleglinge ebenfalls eingeschlafen war.

Schummelmann erhob sich sacht, überreichte mir das noch wache kleine Trampelchen und sagte ernsthaft, indem er sich mit der freien Linken den Schweiß von der Stirn wischte: „Mit der rechten Hand unterfassen! Den linken Oberarm unter den Nacken! Nicht fallen lassen, um Gotteswillen nicht fallen lassen!"

Damit ging er nach dem Schlafzimmer, um seinen schlummernden Quälgeist den Kissen anzuvertrauen. Ich sah mich einstweilen im Zimmer um, das mir merkwürdig liederlich vorkam.

Aha! Der gute Schummelmann hatte allerhand liebliche Spiele ersonnen, vermutlich, um seinen Gästen die Zeit angenehm zu vertreiben. Da stand am Boden sein neuer Zylinderhut, zur Hälfte mit Klappersteinen angefüllt. Daneben lag eine Puppe, die von jeder Schönheit dispensiert war, und ein Pferd, das außer dem ausgerauften Schweife und einem fehlenden Beine nur die Abnormität von den übrigen Exemplaren seiner Gattung aufwies, daß ihm der Kopf zur Hälfte abgeschlagen war. Es schien aber trotzdem eine ganz angenehme Existenz zu führen, denn es schielte mit dem einen Auge stumpfsinnig vergnügt nach dem Kaspar, der den Kopf zwischen die Beine vergraben hatte und die Arme rücklings in die Höhe streckte, wie eine tauchende Ente die Füße.

Ein umgeworfenes Tintenfaß, das einen breiten Streifen quer durch's Zimmer fließen ließ, einige Bogen Zeitungspapier und die zerbeulte Taschenuhr meines Freundes vollendeten den Wirrwarr.

Mich schauderte! Was mußte der Aermste ausgestanden haben! Jetzt kam er mit einem Hampelmann zurück, nahm mir mit einem Seufzer das Menschenkerlchen ab und setzte sich wieder nieder.

„Bitte, tritt doch möglichst unauffällig etwas zurück, nein nach dieser Richtung! So, danke! Man darf die Aufmerksamkeit dieser Kleinen nicht ablenken, wenn man sie zum Schlafen bringen will!"

Nun begann er an dem Faden des Hampelmannes zu ziehen, daß dieser die Arme und Beine fast ins Universum schleuderte.

„Siehst Du, mein Süßchen, was Hampelmännchen macht? Siehst Du — — sooo! Siehst Du — — sooo!" erläuterte er dem Kleinen seinen Experimentalvortrag. Der aber mißachtete in schnöder Undankbarkeit die qualvollen Bemühungen seiner männlichen Amme, indem er sich indessen eingehend mit einem Stück Schokolade beschäftigte, das ihm Schummelmann gereicht, wobei er mir versicherte, daß Schokolade ein ausgemachtes Ermüdungsmittel sei. Demnach hätte zunächst seine weiße Weste in einen Todesschlaf versinken müssen, denn sie bekam in kurzer Zeit einige braune Streifen und Karrees. Nach dieser künstlerischen Prozedur verwendete das kleine Ungeheuer den Rest des Schlafmittels äußerlich am eigenen Körper und hatte sich innerhalb weniger Minuten von den Merkmalen der kaukasischen Rasse befreit.

Schummelmann zog unterdessen unverdrossen an dem Hampelmann und ich muß sagen, daß ich dem armen Pappgirl eher eine Stunde Schlafes gegönnt hätte, als dem schokoladefarbigen Neutrum. Ich war gespannt, wer in diesem Wettstreite unterliegen würde: die Unverwüstlichkeit des Negerbabys, die Armmuskulatur meines Freundes oder die Gelenkigkeit des Hampelmannes.

Schließlich ging es für uns alle günstig aus. Das Negerbaby klappte plötzlich wie ein automatisches Spielzeug die Augen zu, stopfte das rechte Fäustchen bis ans Handgelenk in den Mund und versank in jenen heiligen Urschlaf, den Gott dem menschlichen Geschlechte von Anbeginn der Welt geschenkt hat. Fast gleichzeitig entsank dem Arme meines Freundes der Hampelmann, vielmehr, er wurde mit einer gewissen Wut, die ich begreiflich fand, zu Boden geschleudert.

„Die Schokolade!" flüsterte er, mir einen tiefbedeutungsvollen Blick zuwerfend.

Ich nickte ironisch und sagte bloß: „Wunderbar!"

Er raffte schnell einige Spielsachen vom Boden auf, besonders das Monstrum von Puppe und das dreibeinige Pferd, und brachte sein Negerbaby gleichfalls zu Bett. Ich entzündete mir unterdeß eine Zigarre und setzte mich endlich in einen der Fauteuils.

Als Schummelmann zurückkam und mich rauchen sah, war er starr vor Entsetzen und schrie mich an: „Du bist ein Rowdy, ein Massenmörder! Lege sofort die Zigarre weg! Wenn ein Wölkchen davon in das Schlafzimmer der Kinder dringt! Man kann gar nicht wissen! So 'ne kleine Lunge ist furchtbar empfindlich!"

„Schummelmann, altes Kamel!" entgegnete ich ruhig. „Komm, zünde Dir auch so ein Kraut an, das wird Deinen erschöpften Nerven gut tun!"

Er ließ sich belehren unter der Bedingung, daß wir zum offenen Fenster hinausrauchten.

Als wir endlich ein vernünftiges Wort miteinander reden konnten, fragte ich ihn: „Sage mal, wo hast Du denn auf einmal die Kinder her?"

„Hm, ja, siehst Du, meine Schwägerin ist nämlich auf einen Tag mit ihrem Manne verreist, und da . . ."

„Da hast Du sie für heute in Pension genommen?"

„Ja!"

„Aber Mensch, was plagst Du Dich dabei so entsetzlich ab? Du hast doch Deine Wirtschafterin!"

„Frau Willing? Ja, sie ist eine gute Frau, aber kleine Kinder — nee! Ich hab' auch erst an sie gedacht."

„Sie hat doch aber selbst sechse großgezogen!"

„Ja, das schon! Aber sie hat so robuste Manieren. Denke Dir, als die kleinen Würmer heute früh schrieen, drohte sie ihnen schon mit dem Finger und rief: Du! Du! Und ich habe doch die Verantwortung!"

Wir philosophierten noch ein halbes Stündchen über „Kleinkindererziehung", und dabei stellte sich heraus, daß seine Ansichten ebenso übertrieben ängstlich waren, als die meinen vielleicht durchgreifend und infolgedessen barbarisch.

Als endlich die Glocke ertönte und die Eltern der beiden Quälgeister kamen, um ihre Lieblinge abzuholen, führte sie Schummelmann, auf den Zehen schleichend, in das Schlafzimmer und sagte mit zärtlicher Rührung: „Seht, da liegen sie, die kleinen Engel!"

„Ich bin Dir ja dankbar, lieber Schwager," sagte die Mutter mit einem Seitenblick auf Schummelmann, der an der Dankbarkeit starken Zweifel zuließ, „aber etwas mehr Reinlichkeit hätte ich Dir doch zugetraut."

Damit tauchte sie den Schwamm in das kalte Wasser der Waschschüssel und fuhr damit ihrem Jüngsten über Gesicht und Hände, daß die „kleinen Engel" schreiend erwachten, während der Vater sich eine meiner Zigarren ansteckte und vergnügt losparfte, daß die Rauchringel duftend über die Gruppe dahinzogen.

„Schokolade ist aber ein ausgemachtes Schlafmittel!" wagte ich einzuwerfen, wofür ich denselben Blick kassierte, der zu sagen schien: „Kaninchen erfahren eine bessere Behandlung, als meine Kinder!"

Opfer moderner Bauwut.

Ein Stück echt italienischer Architektur gefährdet.

Ein Juwel echt italienischer Architektur ist die „Piazza delle Erbe" in Verona. Jeder Welschlandfahrer ist entzückt, wenn er diesen historisch hochinteressanten prächtigen Platz Veronas begrüßt. Und hat man ihn auch schon oft gesehen, so wird man doch nicht müde, ihn immer wieder aufs neue zu besuchen und seine so außerordentlich charakteristischen Bauten zu bewundern, dort den hohen „Torre degli Lambertini", den höchsten und gewaltigsten der sogenannten Adelstürme Veronas, hier die „Casa dei Mercanti", die heutige Handelskammer, mit ihren mächtigen Rundbogenfenstern und -Pforten, drüben den Palazzo Maffei und dazwischen die vielen alten schmalen Häuschen, die zum großen Teile noch die Freskomalereien aus der goldenen Zeit der Renaissance tragen. Und weiter dort, mitten auf dem Platz zwischen den Ständen der Obst- und Gemüseverkäuferinnen, stehen, Zeugen der großen Vergangenheit Veronas, die Säule von San Marco, die Madonna di Verona, die Colonna der Kaufleute und die Berlina, der Pranger, an dem man die säumigen Schuldner der Verachtung der Menge preisgab.

Wenige Plätze gibt es im ganzen an Schönheiten der Vorzeit so reichen Lande, die sich mit der „Piazza delle Erbe" messen könnten. Und dennoch will auch an dieses Schmuckstück historischer Bauart die unglückliche Bauwut des modernen Italien Hand anlegen. Die alten, mit Freskobildern geschmückten Häuschen sollen, wie aus Verona berichtet wird, der Spitzhacke zum Opfer fallen und auf ihrem Platz soll sich ein moderner Bankpalast, das Gebäude der Veroneser Sparkasse, erheben. Jeder Kunstverständige erkennt sofort, daß mit der Realisierung dieses Projekts der ganze Eindruck des einzigartigen Platzes verloren geht. Die Aufregung in der italienischen Künstlerwelt über das Projekt ist denn auch nicht gering, zumal der Platz vor einigen Jahren zum „Nationalmonument" erklärt wurde, wonach jede Veränderung an ihm der Genehmigung des Ministeriums, beziehungsweise der Kommission, für die Schönen Künste bedarf. Die Verwaltung der Sparkasse hat unter dem Druck dieser Bewegung eine internationale Konkurrenz für ihren Neubau ausgeschrieben, zu welcher auch zahlreiche Entwürfe eingereicht wurden. Allein, auch die besten, dem Charakter des Platzes am meisten entsprechenden Entwürfe werden doch niemals das ersetzen, was zur Aufführung des Neubaues verschwinden soll, die Reihe der buntbemalten, schmalen und hohen Häuser aus Veronas Glanzzeit!

Renntierzucht braucht Hebung!

Man hat oft den großen Erfolg unserer Renntier-Zucht in Alaska und von ihren segensvollen Wirkungen für Eingeborene gesprochen. Die Zahl dieser Tiere hat sich auf fast 35,000 vermehrt, trotzdem auch viele im Laufe der letzten Jahre geschlachtet worden sind. Das ist ja so weit ganz schön; aber nach der neuerdings ausgesprochenen Meinung von Kennern sind zwei Aenderungen in dieser Zucht eine dringende Notwendigkeit.

Mit der Vermehrung ist nämlich eine merkliche Verschlechterung in der Größe, sowie auch in der Stärke Hand in Hand gegangen. Daher erscheint es sehr an der Zeit, Normen für die Renntier-Zucht in Alaska festzulegen und diese im Einklang mit den Normen zu heben, unter Leitung guter praktischer Sachverständigen, welche auch befugt werden müssen, ihre Empfehlungen zu Befehlen allenthalben zu machen, wo Renntier-Herden in Alaska gehalten werden.

Ferner wird jetzt in Alaska stark dafür gearbeitet, daß ferner auch den Weißen in diesem Territorium gestattet werden, Renntier-Zuchtindustrie zu treiben, auf gleichem Fuß mit den Eingeborenen, trotzdem ursprünglich nur für diese das ganze Unternehmen ins Leben gerufen wurde, da ihnen die Weißen fast alle Unterhalts-Quellen (Fischfang und Jagd) abgegeben hatten. Bis jetzt ist es nie einem Weißen gestattet gewesen, irgend ein Renntier, mit Ausnahme eines sterilisierten Männchens, zu kaufen. Man verspricht sich gerade von dem Eintritt der Weißen in die Renntier-Zucht viel für die Hebung derselben. Hoffentlich erfüllt sich diese Erwartung, ohne daß die Eingeborenen dabei zu kurz kommen oder gar auch aus dieser Beschäftigung verdrängt werden!

Die National-Liga für liberale Einwanderung veröffentlichte kürzlich einen Brief von Polizei-Kommissär Woods in New York, der eine statistische Aufstellung der Nationalität von Personen enthält, welche an den ersten beiden Tagen nach seinem Amtsantritt verhaftet wurden. Aus der Aufstellung geht hervor, daß der Prozentsatz der hier und im Auslande geborenen Verhafteten fast der gleiche ist.